

Kritische Fragen an die Liturgie sind nur eine Folgeerscheinung einer Krise von weit größerem Ausmaß, einer Krise in den Beziehungen Gott—Mensch und Kirche—Welt, letztlich wird das überkommene Gottesbild in dieser Krise in Frage gestellt. Wenn der Säkularisierungsprozeß es mit sich bringt, daß die konstitutiven Wirklichkeiten des menschlichen Lebens keinen Bezug mehr auf Gott nehmen, so versteht man, daß für den heutigen Menschen schon der Ausdruck Liturgie kaum Interesse weckt. Die Befreiung von der „Hypothese Gott“ bringt die Befreiung von einer gewissen Furcht mit sich, die einmal in Sühnehandlungen, Versöhnungsgesten und Bittgebeten kultischen Ausdruck fand. Zivilisation und Technik verschaffen Sicherheiten, nach denen man früher auf dem Wege der Liturgie suchen mußte. Seit 1965 ist die Unzulänglichkeit bisheriger Reformen zutage getreten. Was wir brauchen, ist nicht Reform, sondern vielmehr Renovierung. (K. Lüchtfeld, Gottesdienst heute. Bibel u. Liturgie 3/71, S. 180).

Ob Luthers „Deutsche Messe“ die neue Meßordnung beeinflusst hat, wie sie seit 1970 in der Katholischen Kirche üblich ist, fragt Johannes Beumer und kommt zum Schluß: „Parallelen, Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen sind vorhanden. Aber zu ihrer Erklärung könnte — abgesehen von dem Ursprung in der alten römischen Liturgie — die gemeinsame Tendenz zur Vereinfachung ausreichen. Sowohl Luther als auch die katholischen Liturgiker haben sich um einen durchsichtigen Aufbau ihrer Messe bemüht, deshalb sind von beiden Wiederholungen vermieden, Texte ausgelassen und Kürzungen angebracht worden. Es nimmt dann nicht Wunder, daß die Ergebnisse trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen, meistens durch den entgegengesetzten konfessionellen Standpunkt bedingt, immerhin Berührungspunkte aufweisen.“

(Abzeiger f. d. kath. Geistlichkeit, 10/71, S. 360).

Rafael J. Kleiner OSB

Berichte

Weihnachtsproblematik auch im Osten

„Weihnachten heute — eine kritische Bestandesaufnahme“ war das Thema der Tagung des Theologischen Arbeitskreises für Religionssoziologie und Religiöse Volkskunde vom 26.—29. Oktober in Berlin-Weißensee. In der Einladung hieß es: „Alljährlich kommt Weihnachten über uns Pfarrer wie Verhängnis und Verheißung: Einerseits hat dieses Fest wie kein anderes einen universalen Charakter behalten, andererseits ist in seine Begehung so vieles eingeflossen, was mit seinem christlichen Einfluß nichts mehr zu tun hat, daß wir jedesmal von neuem in Verlegenheit kommen, wie wir der uns mit diesem Fest gegebenen Aufgabe christlicher Verkündigung gerecht werden können.“

Der kommerzielle „Weihnachtsrummel“ hat im Westen zu wachsenden Protesten gegen ein unbesehenes Mitmachen der Christen bei der traditionellen Weihnachtsfeier geführt. Wie könne man angesichts der Not und Ungerechtigkeit in der Welt — insbesondere in den Entwicklungsländern — diesen Rummel mitmachen oder auch nur ungestört „fröhliche Weihnacht“ feiern! Zwei evangelisch-reformierte Pfarrer in Uzwil (St. Gallen) schafften den Mitternachtsgottesdienst ab und verbannten jeglichen Weihnachtsschmuck aus der Kirche. Von anderen wird die Umfunktionierung des Weihnachtsfestes zu einem Tag des Protestes in den Kirchen (wie in einer Berner Kirche mit Plakaten und Transparenten à la „Stille Nacht — heilige Nacht, hast uns viel Profit gebracht“) und der sozialen Revolution verlangt. So schreibt z. B. Al Imfeld: „Im Menschwerden Gottes sind bereits alle kommenden Revolutionen eingeschlossen gewesen ... Weihnachten feiern heißt, daß wir uns mit Gott als Menschen solidarisieren und in diesen Freiheitskampf einsteigen“ („Bethlehem“/Immensee 1970, S. 548). Dabei vergißt man allerdings leicht, daß Weihnachten auch eine Tradition der caritativen und sozialen Hilfe hatte, wie an Hand der Weihnachtspredigten mindestens seit dem 1. Weltkrieg leicht nachzuweisen wäre, in denen dazu aufgefordert wird, ein schlichtes Weihnachtsfest zu feiern, Verzicht zu leisten und jenen zu helfen, die wegen leiblicher und seelischer Not nicht mitfeiern können.

Die Situation im Osten scheint ähnlich zu sein. Es gibt solche, die Weihnachten in ungestörter Seligkeit feiern und die man auffordern muß, den Ernst der Weihnachtsbotschaft zu begreifen. Es gibt jene, die Weihnachten als Refugium im „sozialistischen Alltag“ betrachten (ähnlich dem Dichter Fingereisen bei allem Lob der modernen Industrielandschaft doch die Sehnsucht nach etwas Ruhe, Geborgenheit und Romantik in der Feder zuckt). Und es gibt die aktive christliche Jugend, welche die Gottesdienste, gerade auch an Weih-

nachten als Aufruf zum sozialen Engagement gestalten will. Genau wie im Westen wurden Versuche mit Transparenten, Plakaten usw. im Gottesdienst veranstaltet, die aber bei den Gemeinden kaum angenommen sind, u. a. weil sie zu stark improvisiert und zu wenig durchgeformt waren. Namentlich in einer neuen „sozialistischen Stadt“, in der es keine Kirchen gibt, wo aber von 80.000 Menschen doch etwa 10.000 christlich praktizieren, und zwar meistens Junge, wird eine Aktualisierung des Gottesdienstes verlangt. Diese Tendenzen sind sowohl im evangelischen, wie im katholischen Raum zu beobachten. So heißt es in den Fragen des katholischen „Aktionskreises“ in Halle/Saale an die Pastorsynode 72: „Wie wird die Botschaft des Evangeliums heute zu einer frohen Botschaft für die Armen? ... Wie leben wir in einer Industriegesellschaft, die auf Kosten der Hungernden lebt?“ (Kath. Internat. Presseagentur Freiburg, 14. August 1971).

Die Aversion der Jungen gegen die herkömmliche Weihnachtsfeier wurde auch mit der Ablehnung alles Gemüthhaften begründet. Doch zeigte die Aussprache, daß auch im Osten die Stimmung der Jugendlichen labil ist. Schnulzen und Seelenergüsse auf Schallplatten können stundenlang abgehört werden. Man liebt das Gemüthhafte in der neueren Form der Beat- und Popmusik. Aber in der traditionellen „Lichtelkirche“ an Weihnachten in Burkau mit ihren romantischen Formen nehmen durchaus auch die Jugendlichen mit Begeisterung teil. Übrigens werden die „sozialistischen Feiern“ (Jugendweihe, Hochzeit usw.) sehr bewußt mit Elementen gemüthhafter Feierlichkeit durchwoben, und schon die Vorlagen für die „sozialistischen Weihnachtsfeiern“ im Austromarxismus der Zwanziger- und Dreißigerjahre legten großes Gewicht auf Feierlichkeit und sogar einen Schuß Kitsch (so wenn eine sozialistische Fee den Zauberstab erhebt und plötzlich alle Lichter im Saal aufleuchten).

Die Diskussion an der Tagung ergab, daß man gerade unter dem Eindruck von Jürgen Moltmanns neuem Buch „Die ersten Freigelassenen der Schöpfung — Versuche über die Freude an der Freiheit und das Wohlgefallen am Spiel“ (München 1971) zögert, die sozial-aktivistische Umfunktionierung des Weihnachtsfestes mitzumachen. Moltmann nennt dort den Trend, daß aus jedem Gottesdienst eine Aktion hervorgehen müsse, „kapitalistisches Providendenken“. Er postuliert dagegen: „Man betet, weil es das Vorrecht der Freien ist, mit Gott zu reden. Man geht in die Kirche, weil es einem Freude macht, wenn der Gottesdienst erfreulich ist“ (S. 71). Ganz in diesem Sinne fragten mich übrigens kürzlich Jugendliche, ob sie im Gruppengottesdienst zum Introitus und nach der Kommunion tanzen dürften, um ihrer Freude an Gott und am Christsein Ausdruck zu geben.

Hingegen ist man sich klar, daß man den Weihnachtsgottesdienst da und dort vom übermäßigen Gemütskult reinigen und in tiefere theologische Dimensionen führen muß, was mit den neuen Kirchengesangbüchern durchaus möglich ist. Auch in den Gottesdienst eingefügte oder in Erweiterung der Weihnachtsfeier gebotene alte oder moderne Mysterienspiele mit ihrem meist ausgeprägten Sozialgehalt haben da und dort zur Verwesentlichung des Weihnachtsfestes beigetragen und könnten es auch andernorts noch tun. Es wurde festgestellt, daß gerade Junge bei solchen Mysterienspielen überzeugt mitmachen.

Weihnachten soll eine Feier der Freude am Heil sein, das uns in Christus geworden ist. Aber diese Feier, wie jeder Gottesdienst, müsse in uns die Bereitschaft wecken, am Heil der Mitmenschen mitzuarbeiten. Dieser Gedanke schälte sich im Verlaufe der Tagung, die eine Reihe von tiefeschürfenden historischen, theologischen, religionssoziologischen und volkswissenschaftlichen Referaten bot, doch irgendwie als allgemeiner Konsens heraus.

Dr. Walter Heim

Ein vorbildliches afrikanisches Volksgebetbuch

Schon bald nach dem Beginn der Mission in Rhodesien hatten die Missionare das Bedürfnis, dem Volk, bzw. den Vorbetern und -lesern, ein Gebetbuch in der Shona-Sprache in die Hand zu geben. 1898 gab P. Hartmann SJ ein Gebetbuch im Zezuru-Dialekt heraus, das später mehrfach von P. Biehler SJ neu bearbeitet wurde. Es ist beachtenswert, daß man damals die Afrikaner sozusagen als „schwarze Europäer“ betrachtete, fern aller Kolonistenmentalität, welche die Schwarzen als „Kinder“ ansah, und im wesentlichen einfach europäische Gebetbücher ins Shona übertragen wurden. Das hatte den Nachteil, daß die ganze subjektive Religiosität — die von der Wessenbergischen Reform geprägten süddeutschen und ostschweizerischen Gebetbücher kannten die aus England und Norddeutschland stammenden Jesuiten offenbar nicht — nach Afrika übertragen wurde. Um tiefer in die afrikanische Mentalität einzudringen, fehlten Zeit, Voraussetzungen und Mut. Statt christliche Ausdrücke ins Shona zu übertragen, nahm man Zuflucht zu zahllosen Latinismen, welche auch heute noch die „Kirchensprache“ belasten. Immerhin machte sich nach 1918 auch die beginnende liturgische